

Das Dreieck

Autor(en): **Wenger-Ruutz, Lisa**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **8 (1904)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-576302>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der letzte, fünfte Band, „Die Kunst des XIX. Jahrhunderts“, bearbeitet von Privatdozent Dr. Friedrich Haack (Graz), gibt unter kluger Auswahl aus dem riesigen Stoff ein den ersten Bänden sich würdig anreihendes Bild dieser Zeit. All die vielen Schulen, Techniken und Zeitauswüchse kommen in den Abteilungen: Klassizismus, Romantik, Renaissance und der sogenannten Moderne zum Ausdruck. Wir lernen sie alle kennen, die Dichter in Licht, Farbe, Erz und Stein des letzten Jahrhunderts, die Delaroche, Meissonier, Schwind, Richter, die Düsseldorfer Schule in ihrer Glanzzeit, dann Piloty, Feuerbach, Böcklin, Menzel und die Künstler der neuern Zeit, „die Modernen“ Millet, Manet, Rops, Segantini, Israels, Liebermann, Uhde, Stuck, Rodin, Bartholomé u. a. m.,

nicht zu vergessen der Meister des Kunstgewerbes Morris, Crane, Olbrich, Behrens, Pantof u. s. f.

Mit großem Geschick haben die Verfasser das gewaltige Material verwertet, und man hat immer den Eindruck, daß sie in die Tiefe drangen und des ganzen Stoffes Meister sind. Ein Vorzug des ganzen Werkes ist die Fülle charakteristischer und technisch wohlgelegener Reproduktionen und ein sicheres, persönliches Urteil, das bescheiden hinter dem Kunstwerk zurücktritt. Die Künstler bleiben nicht nur leere Namen, sondern sie werden lebendig vor uns, in dem ganzen Zauber ihrer Eigenart als Mensch und als Künstler. Wir zweifeln nicht daran, daß der neue „Lübbe“, der „Lübbe-Semrau“ überall, namentlich auch im kunstfreundlichen Schweizerhaus, begeisterte Aufnahme finden wird. W.

Das Dreieck.

Nachdruck verboten.

Studie von Lisa Wenger-Knuß, Delsberg.

Inmitten einer saftigen grünen Wiese stand ein großes, schönes Bauernhaus mit kleinen Fenstern. Vor den Fenstern blühten eine Menge Geranien und Fuchstien, und dahinter sah man oft ein altes Gesicht voll Runzeln mit stark gebogener Nase und mit freundlichen, manchmal aber unruhig flackernden Augen. Das war der Matten-Mli, der Vater des jetzigen Bauern. Er war alt und nicht mehr fähig, seinem Sohn irgendwie in der Wirtschaft an die Hand zu gehen; seine Hände zitterten, und nur ganz langsam kam er, auf seinen Stock gestützt, vorwärts.

Vor dem Haus, an der Sonnenseite, hatte sein Sohn eine Bank anbringen lassen; da saß der Alte bei warmem Wetter den ganzen Tag. Seine Leute waren nicht unfreundlich gegen ihn, es gab ihm keiner ein böses Wort, man schob ihn nicht beiseite, wenn er irgendwo im Weg stand, er bekam auch sein recht's Essen — aber es hatte niemand mehr Freude an ihm, und es hatte niemand Geduld mit ihm.

Und ein wenig Geduld mußte man freilich haben mit dem alten Mli, er war kindisch geworden, und seine Geisteskräfte hatten bedeutend abgenommen. Eine einzige Sache beschäftigte ihn noch, und das war das Dreieck, das „richtige Dreieck“, wie er's nannte, worunter er das gleichschenklige Dreieck verstand.

Wie er gerade darauf gekommen, wußte niemand. Vor nicht allzulanger Zeit waren auf seinem Land Vermessungen vorgenommen worden, ein Stück Wiese betreffend, das sich wie ein Keil zwischen die Acker des Nachbarn schob und Anlaß zu

Streitigkeiten gegeben hatte. Der alte Mli war den ganzen Tag bei den Ingenieuren gestanden, und in seinem schon nicht mehr klaren Verstand mußten die Begriffe von „richtigen“ und „unrichtigen“ Dreiecken hängen geblieben sein. Er hätte so gerne gewußt, ob an einem Dreieck alle drei Seiten gleich lang seien. Er hatte alle Leute darnach gefragt. Die einen hatten ihm ernsthaft darauf geantwortet, die andern lachend, die einen verblüfft und die andern höhnisch, zuletzt bekam er überhaupt keine Antwort mehr.

Der Matten-Mli ist überer, sagten die Leute. Der Vater ist kindisch geworden, dachten auch die Seinen, als er ihnen zum zehnten Mal diese Frage stellte. Und von dem Tag an nahm man ihn nicht mehr für voll, von dem Tag an war es pure Barmherzigkeit, daß man freundlich gegen ihn war, und der Bauer und seine Frau rechneten es sich hoch an, daß sie den Vater nicht aus seinem Zimmer mit den blühenden Geranien vertrieben und ihm seinen Kaffee gaben um vier Uhr, wenn die Bäuerin sich einen zu Gemüte führte. Da saß er denn auf seiner Bank vor dem Haus und hielt die große, weiße Kage, die Cécile, auf seinen Knien und streichelte sie mit seiner arbeitsharten, steifen, braunen Hand. Von Zeit zu Zeit nahm er seinen Stock, zeichnete ein Dreieck auf die Erde und schaute es lange an, immer leise vor sich hin murmelnd. Kam dann jemand, so frug er: „Kannst du mir nicht sagen, ob an einem Dreieck alle drei Seiten gleich lang sind?“ und sah den Betreffenden fragend und flehend an;

aber selten mehr hatte einer Zeit, bei ihm stehen zu bleiben und seine Frage zu beantworten. Zuletzt hörte man gar nicht mehr hin, wenn er etwas sagte, und der gute Alte mußte den ganzen Tag seinem Problem nachsinnen.

Einmal, gegen Abend, kam ein kleines, etwa achtjähriges Büblein des Weges und wollte frische Milch holen. Es schlenkerte seine Blechkanne hin und her und pfiß vergnügt, wie eines der Vögelchen, die auf dem Holunderstrauch saßen, der vor dem Haus stand.

„Guten Abend, Großvater!“ sagte es, den Alten anredend, wie es in der Gegend Sitte war, und der Alte fuhr aus seinem Sinnen in die Höhe.

„Guten Abend, Bübli!“ grüßte er. „Du bist aber ein liebes Bübli!“ Der Kleine lachte ein wenig verlegen ob dem Lob und blieb bei dem Alten stehen.

„Bübli,“ sagte der fast ängstlich, „könntest du mir nicht sagen, ob an einem Dreieck alle drei Seiten gleich lang sind?“



Das Spiel der Wellen. Nach dem Gemälde von Arnold Böcklin in der Neuen Pinakothek zu München (Grosz'sche Sammlung).

Ganz verblüfft ob dieser Frage schüttelte das Kind den Kopf.

„Nein, das weiß ich nicht,“ sagte es; „aber weißt du, ich kann ja morgen den Schulmeister fragen?“

„Ja, Buebli, ja, das mußt du tun!“ rief freudestrahlend der Alte. „Gelt, du tuft es und vergiffest es nicht? Ich schenke dir gewiß einen schönen Apfel.“

Das Kind versprach es und ging in den Stall, um seine Milch zu holen. Als es wieder fort war, nickte der alte Uli beständig vor sich hin und lachte über das ganze Gesicht.

„Morgen weiß ich es, morgen sagt es mir das Buebli!“

Am nächsten Morgen sah er schon früh auf der Bank vor dem Haus und spähte die Landstraße hinunter, die an der grünen Wiese vorbeiführte, ob das Büblein nicht komme. Er ging sogar mit kleinen wackligen Schritten den schmalen Weg entlang, der durch die Wiese führte und in die Straße mündet, und sah sich dort nach allen Seiten um. Als niemand kam, kehrte er auf seinen alten Platz zurück. Den ganzen Tag war er vergnügt und freute sich, daß ihm nun endlich jemand sagen würde, was er schon so oft gefragt und doch immer nicht wußte.

Endlich kam das Kind. Als es guten Abend gesagt, frug der Alte gespannt: „Weißt du es?“

„Ja freilich,“ lachte der Junge, „der Lehrer hat gesagt, natürlich seien alle drei Seiten gleich Lang an einem ‚richtigen‘ Dreieck, sonst wäre es ja gar keines!“

„Hat er das gesagt! Nein, da bin ich froh. Ja, da bin ich wirklich recht froh. Also gleich lang seien sie, hat er gesagt?“

„Ja, das hat er,“ bestätigte das Büblein. „Sieh einmal, Großvater, was ich heute für schöne Zahlen gemacht habe!“ Er zeigte dem Alten sein Rechenheft, und er, der sonst für nichts mehr Sinn hatte als für seine Dreiecke, ergriff das Heft, sah es aufmerksam durch, rechnete leise die Zahlen nach und tätschelte dem Kleinen die rote Wange.

„Freilich, freilich, du bist ein geschickter Junge! Und alle Seiten seien gleich lang, sagte er, gelt?“ Der Kleine nickte und holte seine Milch.

Am andern Abend, als er wieder kam, sah ihn der Alte bekümmert an.

„Buebli,“ sagte er, „ich weiß gar nicht, ob die drei Seiten an einem richtigen Dreieck gleich lang sind!“

„Je, Großvater, hast du das schon wieder vergessen, der Lehrer hat es ja gestern gesagt!“

„Freilich, freilich hat er! Ich weiß es wohl; aber ich bin drum nicht sicher. Wenn ich es nur sicher wüßte!“

„Weißt du, Großvater,“ sagte das Büblein eifrig, „wir wollen eines machen, und dann weißt du es.“

„Ja, Buebli, ja, das wollen wir tun,“ nickte der Großvater und wurde ganz lebendig. Er nahm einen Stock und zeichnete ein Dreieck in das Gemisch von Staub und Erde, das da vor der Bank lag; aber es wurde krumm und ungleich. Da ergriff der Junge den Stock, legte ihn auf die Erde und zeichnete und maß und wischte aus und zeichnete wieder, daß die Augen des Alten vor Freude glänzten. Endlich war das Büblein zufrieden mit seinem Machwerk. Er holte einen Bindfaden aus der Tasche und fing an, die Seiten des Dreiecks damit auszumessen.

„Es stimmt, es stimmt, Großvater! Siehst du wohl, sie sind alle gleich,“ triumphierte er. Der Alte hatte mit höchstem Interesse zugehört und klatschte nun wie ein Kind in die Hände vor Freude.

„Wahrhaftig, sie sind alle gleich! Ja, nun sehe ich es, natürlich, nun kann ich es ganz gut sehen! Du liebes Buebli, da hast du etwas!“ Er zog aus seiner einen Hosentasche eine ganze Hand voll dürrer Pflaumen und aus der andern dürrer Apfelschnitze. Die hatte er mit vieler Mühe auf dem Speicher



Pflügen. Nach dem Gemälde von Giovanni Segantini (1858—1899) in der Neuen Pinakothek zu München (Phot. Aufnahme der Photogr. Union, München).

selbst geholt und gab sie nun dem Jungen, der sofort einen Schnitz in den Mund steckte.

Wieder wartete am nächsten Tag der alte Uli auf seinen kleinen Freund. Als er gegrüßt hatte, sagte er: „Hansli, hör einmal, könntest du mir nicht sagen, ob die drei Seiten an einem Dreieck alle gleich lang sind?“

Ganz erschrocken starrte der Junge den Alten an.

„Aber Großvater, der Lehrer hat es ja gesagt, und wir haben es ja gemessen!“

„Freilich, freilich,“ sagte kleinlaut der Alte; „aber weißt du, ich weiß es halt doch nicht sicher!“

Der Kleine besann sich einen Augenblick, dann meinte er beruhigend: „Großvater, hör einmal, du gehst ja doch nicht mehr in die Schule, da brauchst du es ja gar nicht zu wissen!“

„Das ist auch wahr, Hansli,“ atmete der Alte erleichtert auf, „ich brauche es ja gar nicht zu wissen!“

Darauf zeigte der Kleine ihm sein Schreibheft und erzählte ihm, daß der Lehrer ihnen heute Steine gezeigt habe und gefragt, wie sie heißen, und daß er solche suchen wolle. Eifrig hörte der Alte zu und vergaß nicht, dem Hansli seine Birnenschnitze zu geben.

Abend für Abend stellte nun der alte Uli diese selbe Frage an das Kind, und jedesmal fand der Kleine eine beruhigende Antwort. Fand er einmal keine, so lenkte er den Alten ab, erzählte ihm von der Schule, zeigte ihm Steine und Moose, die er gefunden und worüber ihm der Lehrer vieles hatte sagen können. Den ganzen Tag freute sich der Alte auf das Kind und belästigte die Seinen selten mehr mit einer Frage. Er sparte sie für den Hansli, und dieser antwortete ihm immer gleich freundlich und eifrig.

Eines Abends, als der Knabe kam, um seine Milch zu holen, war der Großvater nicht da und auch sonst niemand zu sehen. „Großvater!“ rief er laut. Da hörte er in der Stube mit den Geranien seinen Namen rufen und stieg schnell die Treppe hinauf, fand die rechte Tür und machte auf. Da lag der Großvater in seinem Bett, hatte fieberheiße Wangen und hustete.

„Ich bin krank, Hansli, ich habe Schmerzen in der Brust, ich kann nicht recht denken. Das Dreieck, Hansli, das Dreieck, wie war's doch mit dem Dreieck?“

„Je, Großvater, was wird's sein? Das Dreieck hat halt drei gleiche Seiten, das ist alles!“

„Richtig, Hansli, richtig, richtig, es hat drei gleiche Seiten! Niemand wußte es, nur du weißt es! Hansli, du bist ein lieber Bub, komm, ich gebe dir etwas, weil du es immer gewußt hast...“ Er tastete mit den zitternden Händen unter dem Kopfkissen.

„Da, Hansli, da, mach den Schrank auf,“ sagte er mit seiner heijern, leisen Stimme, „mach den Schrank auf! Im schwarzen Kof, weißt du, der, in dem ich zum heiligen Nachtmahl gehe, ist etwas, in der hinteren Tasche. Gib es mir!“

Der Knabe tat, wie ihm befohlen, und brachte einen Beutel

aus Schweinsblase, wie ihn die Bauern gerne gebrauchen, um ihren Tabak aufzubewahren. Der Alte öffnete ihn und zeigte Hans den Inhalt. Er war voll Goldstücke.

„Nimm, nimm!“ flüsterte Uli und band den Beutel hastig wieder zu. „Das ist für dich, weil du es gewußt hast, du allein!“

„Das Dreieck, das Dreieck,“ murmelte er dann wieder vor sich hin. Das Fieber begann zu steigen. Hans ging. Unten begegnete er der Bäuerin.

„Was hast du da?“ frug sie mißtrauisch, als sie den schweren Beutel sah, den Hans in beiden Händen trug.

„Das hat mir der Großvater gegeben,“ sagte Hans ängstlich.

„Gib her!“ schrie die Frau und riß ihm den Beutel aus den Händen, öffnete ihn und sah, daß er voll Goldstücke war. Sie wurde ganz bleich.

„Kind,“ sagte sie schwer atmend, „das ist nicht für dich!“

Der Vater wußte nicht, was er tat. Er ist verrückt, du weißt es ja!“ Sie nahm ein Goldstück aus dem Beutel, besann sich einen Augenblick und gab es dann dem Kind.

„Da,“ sagte sie, „bring das deiner Mutter und sag, die Mattenbäuerin habe es dir gegeben, weil du so gut gegen den Vater gewesen seiest! Und nun geh, Kind!“ Sie drängte Hans vor die Türe, ging mit dem Geld in die Kammer und verriegelte sie.

Als Hans am andern Abend wieder kam, war der Großvater sterbend. Hans setzte sich an sein Bett. Bei dem Geräusch, das er machte, öffnete der Sterbende die Augen.

„Büebli,“ flüsterte er fast unverständlich, „was war es doch? Das Dreieck?“

Und Hans sagte: „Es hat drei ganz gleiche Seiten, Großvater!“

Aber der alte Matten-Uli hörte ihn nicht mehr, er war hinübergegangen.

Zur Kunstbeilage: Pifferari vor der Madonna.

Mit Leopold Roberts „Pifferari“ eröffnen wir eine Reihe von Kunstbeilagen nach Gemälden im Besitz der Gottfried Keller-Stiftung. Bereits ja in früheren Jahrgängen der „Schweiz“ finden unsere Leser Kunstwerke, die Eigentum der Stiftung sind, wiedergegeben. So ist dem zweiten Band zwischen Seite 600 und 601 der vielbemerkte „Alltanzteppich“ als doppelseitiges Kunstblatt einverleibt; Baud-Bovys „Raucher“, ein Prachtstück, ist reproduziert im vierten Band auf Seite 318; Stückelbergs Narziß fehlt nicht in der Stückelbergnummer der „Schweiz“ (vgl. V 1901, 172/73); von Stäbli brachte die Zeitschrift (VI 1902, 139) eine „Landschaft an der Ammer“, die mit der im Besitz der Stiftung befindlichen zum Verwechseln ähnlich ist, von Castres bereits eine Reihe von Bourbakistudien im dritten Heft des laufenden Jahrgangs u. s. w. Demnächst nun hoffen

wir namentlich Karl Stauffer berücksichtigen, ihm eine besondere Nummer widmen zu können. — Leopold Roberts „Pifferari“ sind 1829 zu Rom entstanden, zu einer Zeit also, da der Neuenburger Künstler so ziemlich auf der Höhe seines Schaffens stand. Sie zeugen noch durchaus von der romantischen Auffassung italienischer Sujets; heutzutage würde man wohl das nämliche Genremotiv realistischer anpacken. Wir bringen es in der Meinung, es sei gleich unserer ersten Kunstbeilage geeignet, einigermaßen die Weihnachtsstimmung festzuhalten. Bei der lebhaften Farbengebung fällt beim Original weniger als bei unserer Reproduktion in die Augen, daß das Gemälde bereits rissig geworden; möge es beizeiten vor dem Abblättern bewahrt werden!

D. W.

Segantinis Tod

Am Schafberg war's, in den Septembertagen:

Er hatte früh sein Malzelt aufgeschlagen

Und schuf so einsam auf vereister Flur

Am Triptychon das letzte Bild: Natur.

Da stieg der Winter von den Gletscherzinnen

Und wob im Sturm der Berge Sterbelinien,

Er trieb den Schaffenden mit roher Faust

Zur morschen Hütte, wo kein Hirte haust,

Wo Wind und Tod durch alle Ritzen bliesen . . .

Und Segantini kämpfte mit dem Riesen,

Bis, halberstarrt, die nimmermüde Hand

Gezwungen ruhte auf des Lagers Rand . . .

Da zog der wilde Herrscher scheu von dannen . . .

Ein junger Tag rauscht durch die Wettertannen,

Und wieder strahlt, kristallenhell, das Licht

Ins hoffnungsfrohe Dulderangesicht:

„Die Sonne kommt, es weichen die Gespenster,

Rück', Mario, mein Lager nah ans Fenster!

Voglio vedere le mie montagne . . .“

Wie ein Befehl erklang's aus seinem Munde,

Da stellten sich die Berge in der Runde:

Des Piz Bernina wildumwölkter Firn

Erhob in Glanz die königliche Stirn;

Aus Nebel stiegen auf des Hochlands Truppen,

Der Morteratsch und Tschiervas Felsenkuppen,

Sella, Palü, Glüschbain und Capüschin,

Das weiße Riesenbeer des Engadin

Erstürmte jäh im Siegerlauf den Himmel,

Chalchaign voran auf seinem Wolkenschimmel,

Und oben thronte, wie ein Held allein,

Der leuchtende Rosegg im Silberschein . . .

Wie dumpfe Trommel klangen die Lawinen,

Als alle Berge huldigend erschienen,

Wie starre Wächter, glorreich aufgestellt

Am Tor der unentweichten Gotteswelt.

Und durch des blauen Domes Gletscherhallen

Des Hochgebirges weiße Frauen wallen

Im Nebelschleier und im Eistalar

Hinauf zum sonnbekränzten Hochaltar.

Und Psalmen schallten wie der Vöche Tosen,

Und Kerzen glühten wie die wilden Rosen:

Muottas Murail, Alban, Corvatsch, Zupo,

Im Strahlenkranze flammten lichterlob . . .

Dann führten sie den feierlichen Reigen

Vom ew'gen Frieden auf im ewigen Schweigen

Und hielten treu bei ihrem Meister Wacht.

— Da sank herab das Leichentuch der Nacht,

Und wie ein Schemen lag die Pracht versunken.

Doch Segantinis Auge, farbentrunken,

Hing noch gebannt am letzten Erdentraum,

Und wiederhallend klang's im Sterberaum:

„Voglio vedere le mie montagne“

Isabelle Kaiser, Geckenried.